

Kritik in Kürze

Hans Bender und Köln

Köln, Taubengasse 11. Hier ist er zu Hause, wo er „am stillen Sonntagmorgen ... das vierstimmige Geläut der Glocken von St. Pantaleon“ hört. Mit tendrin, nah am belebten Zülpicher Platz, und doch zurückgezogen, in „einer kurzen, gepflasterten Gasse“ – das passt gut zu Hans Bender, der, auch das kommt in diesem bibliophilen Bändchen zur Sprache, die Erfahrung kennt, übergangen zu werden. Dabei ist er, geboren 1919 im Kraichgau, der Doyen der Literatur in Köln, wo er seit 1959 lebt, und nach wie vor produktiv. Zu Recht steht er am Anfang einer neuen Schriftenreihe, die das Literatur-in-Köln-Archiv (lik) der Stadtbibliothek herausgibt: „In der Stadt, wo ich lebe ...“ In Gedichten und Reden, Tagebuchnotizen, Ortserkundungen und Gelegenheitsarbeiten beschreibt und bestimmt Bender sein Verhältnis, auch seine Distanz, zur alten Colonia, ihren Kirchen und ihrer Kunst. Dass dieser „große Lotse der deutschen Nachkriegsliteratur“ (Walter Hinck) in der Einführung als Flaneur titulierte wird, wo er die Stadt doch nicht im Vorübergehen und mit schweifendem Blick, sondern mit strengen, (kunst-)historisch geschulten Augen liest, können seine Texte zurechtrücken. Aber auch im Detail – so werden die Namen von zwei Weggefährten, Mauricio Kagel und Bernard Schultze, falsch geschrieben – fehlt es der Redaktion an Aufmerksamkeit. („In der Stadt, wo ich lebe ...“ – Hans Bender in Köln“. Hrsg. von der Stadtbibliothek Köln; ausgewählt, zusammengestellt und bearbeitet von Gabriele Ewenz. Verlag der Buchhandlung Klaus Bittner, Köln 2013. 96 S., Abb., br., 16,80 €.) aro.

Gliederwerk

Der erste Satz: „Mit einem Vorwort kann man kein Werk retten, schon gar kein Hauptwerk, das ja von Anbeginn nach Dekapitation schreit.“ Schon die Bezeichnung „Hauptwerk“ rechnet demnach mit Widerspruch, Empörung, ja mit Enthauptung. Im Ernst? Nicht einmal eine böse Rezension würde so weit gehen. Aber wenn man dem „Anbeginn“ des inkriminierten Wortes „Hauptwerk“ das „Haupt“ weggülliottiert, bleibt das „Werk“ übrig, und um dessen Eigenart und „Rettung“ geht es im Vorwort hauptsächlich. Diese Form der Dekapitation ist eine der für Ann Cottens Spracharbeit typischen Volten, in deren kunstvolle Handhabung man sich nicht mühe- und voraussetzungslos eingewöhnen kann. Vergleichbares gilt auch für den Untertitel „Softsoftporn“: Einerseits öffnet er den Assoziationsraum der Softpornographie, verdoppelt die entsprechende Erwartung sogar und schränkt sie doch zugleich auch wieder dadurch ein, dass das Wort „Pornographie“ nicht ausgeschrieben wird. So eingestimmt, mag man sich dem lustvollen Sprachspiel überlassen, das Ann Cotten in Szene setzt und mit dem sie zuletzt nichts Geringeres im Sinn hat als die Erneuerung der Poesie an Haupt und besonders an den Gliedern: „Du mit den haarigen Beinen eines dritten, er mit deinen / und meinen glatten Beinen ringend im Oberschenkel / und die Pos / bekannte Gesellen / die was verheimlichen und gar nicht müssten. Die Eier / wie immer verschleiert, aber da, mit ihren wirren Anleitungen, / Souffleusen der Zwischenbeine voll, o roll, o roll die Hoden, / und die Pos / blicken wie Augen / von unter dem Morgen hervor.“ Das hat nun mit bloßer „Konstatierungslyrik“, gegen die Ann Cotten seit Jahren klug und flapsig Sturm läuft, in der Tat nicht mehr viel zu tun. Aber es kann ihren Lesern trotzdem gegen den Strich des guten Geschmacks gehen. (Ann Cotten: „Hauptwerk“. Softsoftporn. Mit Zeichnungen von Mareile Felien. Verlag Peter Engstler, Ostheim / Rhön 2013. 72 S., br., 14,- €.) WSG.

Widerstandssprache

„Wie bringt einer fünfzig Personen auf knapp 230 Seiten zueinander, gegeneinander und miteinander in Aktion? Und das ohne den tragenden und gelegentlich tragenden Rahmen, der Familienromane und Sagas zusammenhält?“ So fragte Heinrich Böll 1977 in einer Besprechung von „Wird Zeit, dass wir leben“. Der zuerst 1976 erschienene Roman des 1928 geborenen und 2008 verstorbenen Christian Geissler spielt in den dreißiger Jahren in Hamburg. Im Zentrum des Geschehens steht der Polizist Leo Kantfisch. Er ist einer historischen Person, dem kommunistischen Polizisten Bruno Meyer, nachgebildet. Der hatte versucht, zwei Aktivisten des Hamburger Aufstands von 1923 aus dem Gefängnis zu befreien, was unglücklich ausging. Geissler schildert seine literarisierte Version über einen Akt des Widerstands gegen die Nationalsozialisten in einer streng durchgeformten Sprache, die versucht, Bewegungen und Wandlungen im Bewusstsein der handelnden Personen mimetisch nachzubilden und die Frage nach der Gewalt als Mittel politischen Umsturzes zu erörtern. Man sollte die Lektüre mit dem instruktiven Nachwort von Detlef Grumbach beginnen, um leichter in diesen Roman hineinzufinden, der den Auftakt einer Geissler-Werkausgabe im Verbrecher Verlag bildet. (Christian Geissler: „Wird Zeit, dass wir leben“. Roman. Verbrecher Verlag, Berlin 2013. 360 S., geb., 22,- €.) btro

Literatur

Meine Zeit als Redakteur in einem Wurschblatt

Die frühen Essays zeigen es peinlich deutlich: Heinrich Mann versuchte sich in jungen literarischen Jahren als Reaktionär. Damit nahm er vorweg, was seinem Bruder Thomas erst noch bevorstand.

Die Humanität fällt nicht vom Himmel. Sie muss gelernt werden. Man braucht die, die sich wandeln. Das, was am Faschismus attraktiv ist, früh durchgemacht zu haben, immunisiert gegen ihn sicherer, als wenn er das Überraschungsmoment noch auf seiner Seite hat. Heinrich Mann begann als Rohr im Wind, war neugierig auf alles, auch auf das Schlechte, war Sexist, Monist, Materialist, Naturalist, Impressionist und Neuromantiker, ehe er 1895/96 als Redakteur der deutschvölkischen Zeitschrift „Das Zwanzigste Jahrhundert“ seine gewissermaßen faschistische Periode absolvierte. Sie dauerte annähernd zwei Jahre und erbrachte mehr als fünfzig Artikel, deren insgesamt 240 Druckseiten das Kernstück des vorliegenden Bandes bilden.

Diese Texte sind mittelmäßig bis widerwärtig, mit ihrem verquollenen Kannegießern über alles und jedes, über den Antisemitismus und die Frauenfrage, über Prozesse, Reichstagsdebatten, Bauerndichtung, Degeneration, Übervölkerung und Zionismus. Der damals Vierundzwanzigjährige gibt sich als Antisemit. Aber er macht nur Worte. Alles, was er in dieser Periode äußert, ist unerfahren, ungläubwürdig, fast unwirklich. Es macht den Ein-

Morgen auf unserer Literaturseite

Tilman Spreckelsen: Zadie Smith triumphiert mit „London NW“

Markus Huber: Bart Moeyaert führt seinen Helden in die Nacht

druck, als habe Heinrich Mann sich, um aus Dekadenz und Nervenschwäche herauszufinden, feste Ansichten zuzulegen versucht und als wären ihm faschistoide Ansichten damals als die festesten und heilsamsten vorgekommen. Er spielt eine Rolle, er weiß es nur noch nicht. „Ich redigierte ohne Überzeugung ein reaktionäres Wurschblatt“, wird er später sagen. Das Ganze bleibt eine Episode, die trotzdem ins Bild gehört.

Wenig später stand er anderswo. Seine Entwicklung zu Liberalismus, Republikanismus und Humanismus zeichnete sich schon seit der Jahrhundertwende ab. Er selbst führt sie erstaunlich pointiert auf seine Liebe zu Frauen zurück. Sein einziges Thema sei die Frau, bekannte er seinem Bruder Thomas, der Heinrich Manns Roman „Die Jagd nach Liebe“ (1903) wirkungssüchtigen Sexualismus vorgeworfen hatte. In der Tat ist Heinrich geradewegs auf die Sexualität aus; „Wade“, „Schenkel“, „Fleisch“ und „Brüste“ gehören zu seinem Grundvokabular. Thomas wirft er im Gegenzug vor, dass Frauen bei ihm nur kastriert vorkämen. Das stimmt ja auch in gewissem Grade.

Mit der sexuellen Emanzipation sah Heinrich die politische eng verbunden. Die Freiheit der Sinne erfordere auch die Freiheit der Person. „Auf der sinnlichen Freiheit steht die menschliche und politische, steht die Renaissance so gut wie die große französische Revolution.“ Thomas Mann wunderte sich: „Viel merkwürdiger, seltsam interessant, für mich immer noch ein bisschen unwahrscheinlich ist die Entwicklung Deiner Weltanschauung zum Liberalismus hin“, schreibt er dem Bruder im Februar 1904. Er hält das für eine Masche. „Du mußt Dich wohl ganz ungeahnt jung und stark damit fühlen?“

Aber es wird anders kommen. Heinrich Mann wird am Liberalismus festhalten, wird damit recht behalten, wird seine Position durchhalten, während der Bruder Thomas nachsitzen muss und seine reaktionäre Periode im Ersten Weltkrieg durchmacht. Erst danach findet man die Brüder politisch Seite an Seite.

Kein Schnee von gestern

Barthold Heinrich Brockes spielt mit Literatur und Wissen

Naturwissenschaften und Mathematik sind keine fremden Themen in der Gegenwartsliteratur, Enzensberger, Grünbein und Schrott zählen zu ihren besten poetischen Anwälten. Als Mittler zwischen den zwei Kulturen ist ihnen ein starkes Interesse der aufblühenden Forschung zur Wissenspoetik sicher. Die ältere Tradition der naturkundlichen Lehrlidichtung hingegen gilt oft als altbacken, das neueste Handbuch zu „Literatur und Wissen“ würdigt diese Gattung nicht einmal eines eigenen systematischen Eintrags. Das ist erstaunlich, berühren sich doch Dichtung und experimentelle Wissenschaft gerade hier am stärksten.

Schon Goethe sprach in seinem Aufsatz „Über das Lehrgedicht“ ein Machtwort gegen dessen Verächter und erklärte: „Alle Poesie soll belehrend sein, aber unmerklich.“ Bei Barthold Heinrich Brockes triumphiert zwar noch das didaktische Moment über dessen kunstvolle Verbergung, wer wollte angesichts dieses poetisch lü-



Streitfreudiger junger Mann: Heinrich Mann im Jahr 1903

Foto Rue des Archives / SPPS

Die kommentierte Gesamtausgabe der Essays und Publizistik Heinrich Manns im Aesthesis Verlag ist insgesamt ein intellektuell wichtiges und höchst beachtenswertes Unternehmen. Von ihren geplanten neun Bänden waren bereits vier erschienen: die Bände 2 (1904 bis 1918), 5 (1930 bis 1933) und der Doppelband 6 (1933 bis 1936), und sie sind mit viel Lob bedacht worden. Wie diese bereits publizierten enthält auch der nun erschienene Band zahlreiche seit dem Erstdruck nie wieder ans Licht der Öffentlichkeit gekommene Texte. Dazu kommen knapp zwanzig bisher überhaupt noch nie edierte Handschriften aus dem Heinrich-Mann-Archiv.

Alle Texte sind exzellent präpariert und vorzüglich kommentiert; man erfährt alles, was man braucht, kein Wort zu viel, kein Wort zu wenig. Das Bild Heinrich Manns ändert sich zwar nicht in den Grundlinien, aber doch in vielen Feineinstellungen. Die Mehrzahl der frühen Produkte Heinrich Manns war bisher so gut wie unbekannt.

Der Band räumt das reaktionäre Kernkonvolut aus dem „Zwanzigsten Jahrhundert“ mit verstreuten Essays, die ein ganz anderes Leben atmen: Französische Luft vertreibt den deutschen Mief. Zu den bedeutendsten unter den zwanzig frühen Ar-

beiten zählen „Bourget als Kosmopolit“ und „Barbey d'Aurevilly“. In der Zeit nach dem „Zwanzigsten Jahrhundert“ schreibt Heinrich Mann fast ausschließlich Romane. In schneller Folge entstehen „Im Schlaraffenland“, „Die Göttinnen“ und „Die Jagd nach Liebe“. Nur noch ganz vereinzelt erscheinen essayistische Schriften, aber darunter ist eine Kostbarkeit: eine kurze Autobiographie. „Man geht grelle Wege, legt das Viehische neben das Verträumte, Enthusiasmen neben Satiren, koppelt Zärtlichkeit an Menschenfeindschaft.“

Volkserzieher können sich freilich nicht auf den frühen Heinrich Mann berufen. Letzten Endes ziele, so schreibt er in seiner krassen Art, alles darauf ab, „das eigene Erleben reicher zu fühlen, die eigene Einsamkeit gewürzter zu schmecken“.

Die spannendsten Texte des Bandes sind zwei Briefentwürfe vom Jahreswechsel 1903/04, mit denen sich jetzt der Brüderstreit über die „Jagd nach Liebe“ komplettieren lässt. Von ihm waren bisher nur die Thomas-Mann-Anteile bekannt. Nun sieht man die ebenbürtige Gegenstimme. Es geht um die Fundamente: Über Sexualität wird geredet, über Millionen, über Erfolg, Wirkung, Themenklau und gegenseitige Plagiate, über autobio-

graphisches Schreiben und über die Unausweichlichkeit ihres Zwistes. Es geht zu wie in „Buddenbrooks“, als sich Thomas und Christian streiten, wer von ihnen der Kränkere sei: „Im Übrigen fühlst Du wohl, daß Du selbst eine geschlossener, trotz alles Pathologischen doch glücklichere Persönlichkeit bist als ich. Ich bin gespalten und entwirrt; glaube es, alles Peinliche bei mir kommt daher, nur daher, nicht von dem Künstlertum an sich.“

Immer, wenn man von Heinrich Mann redet, muss man auch von Thomas Mann reden. Das ist etwas Gutes, keine Kränkung. Sie halten einander die Waage, die beiden Brüder, und immer, wenn man den einen besser versteht, versteht man auch den anderen besser. HERMANN KURZKE



Heinrich Mann: „Essays und Publizistik“. Band 1: Mai 1889 bis August 1904.

Hrsg. von Peter Stein unter Mitarbeit von Manfred Hahn und Anne Flierl. Aesthesis Verlag, Bielefeld 2013. 912 S., geb., 178,- €.

ten Auflage, versehen mit Varianten früherer Drucke und einem sparsamen Sachkommentar. Bei der Jagd nach Realien und Sachthemen bieten Digitalisate im Internet bisher noch den Vorteil von Registern in den Originalbänden und Möglichkeiten zur Volltextsuche. Entsprechende Indizes werden die Buchausgabe hoffentlich irgendwann komplettieren. Mit ihrem Abschluss wird man einen einzigartigen Atlas der Natur zur Hand haben, der Buffons „Histoire naturelle“ oder Linnés „Systema naturae“ poetisch ausbuchstabiert.

Für den Zusammenhang von Literatur und Wissen ist das so frisch wie Neuschnee, auf dessen Lob Brockes hier mehr als hundert Verse verwendet: „Es ist wahrhaftig nicht zu glauben, / Noch minder zu beschreiben, / Wie manche nett' und zierliche Figur / Die spielende Natur / Uns in gefornen Düften weiset, / So daß ein' jegliche des Schöpfers Weisheit preiset.“ ALEXANDER KOŠENINA

Neues Sachbuch

Wiederholung muss sein!

Barbara Stollberg-Rilinger kennt alte wie neue Rituale

Im Lukasevangelium rät Jesus, bei Einladungen den untersten Platz einzunehmen. Dann könne die eigene Erniedrigung zur ehrenvollen Erhöhung durch den Gastgeber führen. Wer sich dagegen nach vorn drängt, muss mit öffentlicher Demütigung rechnen. Solche biblischen Gegenwelten verhindern nicht, dass für Zeremonien ausgefeilte Sitzordnungen mit klaren Regeln entwickelt werden: Rechts ist besser als links, oben besser als unten; die Nähe zum Zentrum bleibt sichtbarer Ausdruck von Vorrang. Der eigene Platz im Gefüge ist bei Zeremonien entscheidend, weil sich in rituellen Akten die Ordnung einer Gesellschaft abbildet. Und beständige Wiederaufführung bringt dauerhafte Ordnung sichtbar hervor.

Doch warum brauchen Menschen Rituale? Und was machen die Rituale mit den Menschen? Solchen Fragen gingen zuletzt mehrere kulturwissenschaftliche Forschungsverbände nach. Dabei wurde die akademische Welt allerdings nicht von gravierenden Kontroversen erschüttert. Selbst auf eine Definition von Ritual konnte man sich ungefähr einigen: eine besonders gerahmte menschliche Handlungsabfolge, die in öffentlichen Aufführungen symbolisch auf religiöse, politische oder soziale Sinnschichten verweist.

Das Forschungsinteresse wuchs, weil die ältere Verfassungs- und Strukturgeschichte die Bedeutung von scheinbaren Formalitäten oder Außerlichkeiten dezidiert vernachlässigt hatte. Wer früher ‚richtige Geschichte‘ schrieb, drang zu harten Fakten oder zum Kern der Dinge vor und hielt sich nicht beim Gepränge auf. Lange blieben Krönungen, Salbungen oder Begräbnisse einer pittoresken Kulturgeschichte überlassen, weil die Moderne Rituale zum starren Schein degradiert hatte. Kreativität und Individualität triumphierten. Wer wollte auch seine Hochzeiten oder Taufen noch als bloße Kopien aufführen?

Das Buch von Barbara Stollberg-Rilinger geht von solchen Spannungen aus und stellt die Ergebnisse der historischen Ritualforschung in aktuelle Bezüge. Dabei wird deutlich, dass der Transfer des Sakralen auf Staat oder Nation die Rituale nicht überflüssig machte, wohl aber ihre Formen und Funktionen veränderte. Aber haben Rituale überhaupt Funktionen? Macht nicht Bedeutungslosigkeit und Unverfügbarkeit ihr Wesen aus? Existieren Rituale nicht gerade dank Unbestimmtheiten, die sich dem sezierenden Zugriff der Wissenschaft entziehen?

Die Autorin, durch Studien zur symbolischen Kommunikation in der Frühen Neuzeit bekannt geworden, bietet in dieser historischen Einführung weit mehr als einen bloßen Forschungsüberblick. Die zentralen Themenfelder der historischen Ritualforschung sowie ihre Kontroversen werden von ihr kompetent, umfassend und durchaus wertend vorgestellt. Am Ende steht der Aufruf an die Kulturwissenschaften, sich von Bedeutungszuschreibungen immer neuer „turns“ zu lösen. Vielmehr sollte die Ritualforschung zum selbstverständlichen Teil historischer Forschung werden.

Das demonstrative Selbstbewusstsein der historischen Ritualforschung könnte aus ihrer verspäteten Blüte resultieren, die zum kritischen Aufbegehren gegen die etablierte Struktur-, Institutions- und Politikgeschichte führte. Wieder einmal hatten Ethnologie und Religionssoziologie der Geschichtswissenschaft die entscheidenden Wege gewiesen. Doch erst die Erfahrung von Andersartigkeiten im Gefolge der Globalisierung lenkte den ethnographischen Blick auf die eigene Welt und ihre Vergangenheit. Wenn aber das ferne Rituelle plötzlich gar nicht mehr rückständig oder primitiv ist, dann gehört der gesamte Antiritualismus der westlichen Moderne auf den Prüfstand. Rituale wollen dann in ihrer fundamentalen Bedeutung, Kreativität und Andersartigkeit neu entdeckt werden.

Eindringlich beschreibt dieses wichtige Buch Reiz und Grenzen der modernen Ritualforschung. Die Beschränkungen entstehen aus der Einsicht, dass sich sensorische Erfahrungen wie Sehen, Hören, Schmecken, Riechen und Fühlen nicht leicht in klaren rationalen Kategorien erfassen lassen. Aktuelle Internetrituale wollen sich wissenschaftlichen Erklärungen sogar dezidiert entziehen. Und selbst die Geschichtswissenschaft stößt an Schranken, wenn sie den Zauber des Salbols, die Wucht zeremonieller Dauer oder die unterschiedlichen Erfahrungen von Ritualmachern und Ritualteilnehmern in ihren Büchern einfangen will. BERND SCHNEIDMÜLLER



Barbara Stollberg-Rilinger: „Rituale“. Historische Einführungen.

Campus Verlag, Frankfurt / New York 2013. 294 S., br., 18,90 €.